

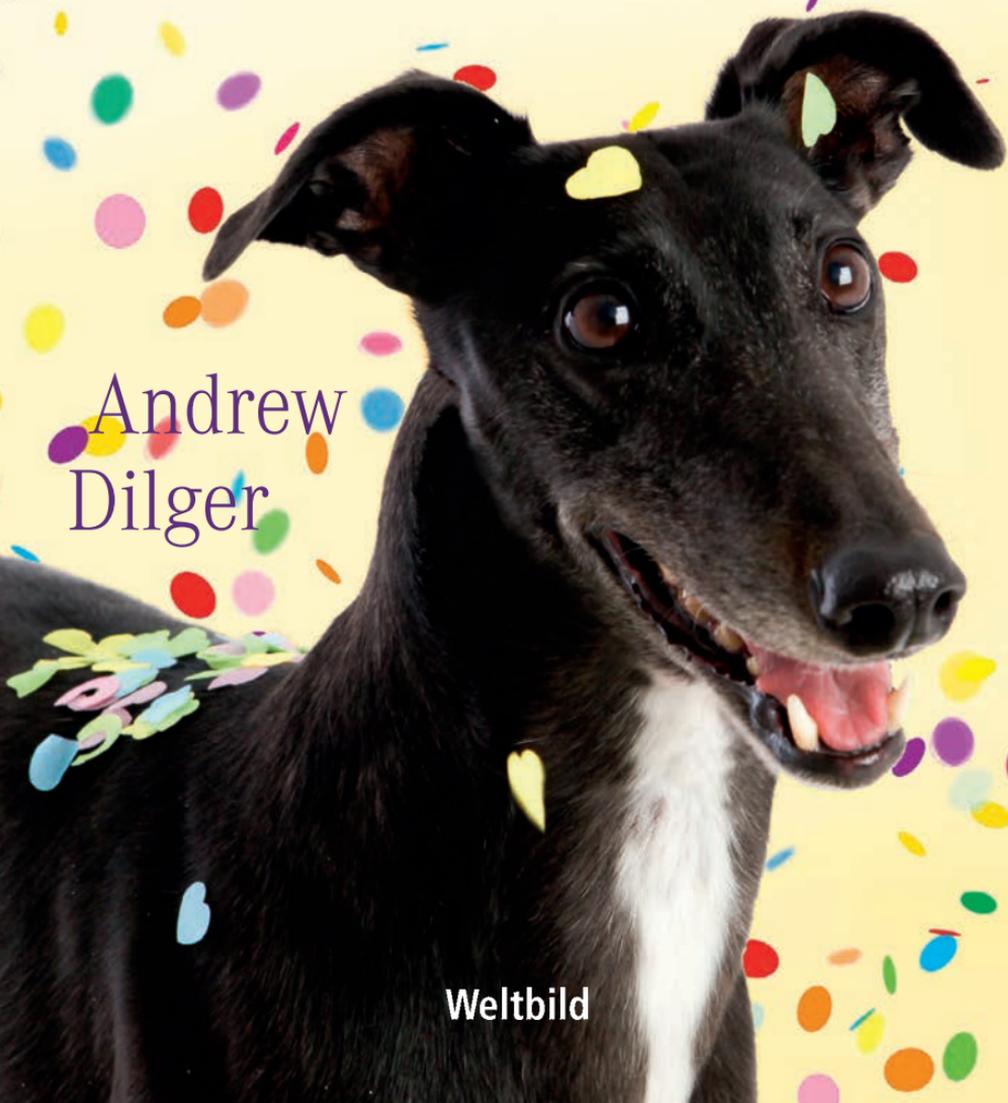
Gestatten:

# *Dash*

Hündin des Jahres

Andrew  
Dilger

Weltbild



Gestatten: Dash, Hündin des Jahres

## Der Autor

Andrew Dilger studierte Englische Literatur in Oxford. Er arbeitete als Lehrer, veröffentlichte Gedichte und lebte in Italien und Kroatien. Nach einigen Jahren als Lektor bei der Oxford University Press arbeitet er heute als freier Autor und lebt mit seiner Frau Sarah und Dash in Oxford. Mehr über den Autor und weitere Fotos von Dash finden Sie unter [www.andrewdilger.com](http://www.andrewdilger.com).

Andrew Dilger

# Gestatten: Dash, Hündin des Jahres

Roman

Aus dem Englischen  
von Sabine Schäfer

**Weltbild**

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
*Dash – Bitch of the Year*  
bei Summersdale Publishing Ltd., Great Britain.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2011 by Andrew Dilger  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Weltbild Retail  
GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Übersetzung: Sabine Schäfer  
Projektleitung: Librisco Consult, München  
Redaktion: Julia Feldbaum, Augsburg  
Umschlaggestaltung: Jarzina kommunikationsdesign, Holzkirchen  
Umschlagmotiv: Chris Fulton; [www.istockphoto.com](http://www.istockphoto.com)  
Satz: Catherine Avak, Iphofen  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95569-468-5

2018 2017 2016 2015  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.



## *Vorwort*

Dash stand auf dem Tisch und hechelte fieberhaft. Es war zwei Uhr morgens. Die Tür war zerkratzt, die Stuhlrücken angenagt, ein Blumentopf in Stücke zerbrochen und ein elektrisches Kabel einmal in der Mitte durchgebissen. Schmutz war überall auf dem Fußboden verteilt – auf dem Fußboden, der noch vor einer Stunde so makellos gewesen war, dass man von ihm hätte essen können. Jetzt sah er so aus, als hätte jemand von ihm gegessen, oder vielmehr *etwas*. Eine Stehlampe lehnte auf einem unsicheren Bein an der Wand – wie ein Boxer, den man k.o. geschlagen hatte. Der Tisch und die Stuhlbeine waren mit Bissspuren überzogen, und einige Stücke waren ganz herausgerissen worden. Die Kratzer auf der einen Seite der Tür sahen aus, als würden sie von einem Säbelzahntiger stammen. Oder von einem T. Rex. Es dauerte nur einen Augenblick, um all das zu registrieren, so weit hatte ich meine Augen vor Entsetzen und Angst aufgerissen. Meiner Aufmerksamkeit entging auch die Tatsache nicht, dass nur ein Gegenstand diesem Angriff entgangen war: Das ein-

zige Ding im ganzen Zimmer, das von dieser wilden Wirbelwindattacke unberührt geblieben war, war das Hundebett in der Ecke.

Ich hatte *immer* einen Hund gewollt. Hunde bedeuteten Freiheit, sie waren ein Freibrief dafür, über die Felder rennen und lange draußen bleiben zu dürfen. Sie waren Freunde, aber ebenso Spielzeuge – etwas, das man zu einem perfekten Spielkameraden machen konnte, eine ungezähmte Verbindung mit der freien Natur, mit dem, was im Leben wirklich von Bedeutung war. Gehorsam und treu vom Anfang bis zum Ende. Ein Schwanz, der sich wie ein Scheibenwischer bewegt, die Zunge ein rosafarbener Streifen, eine nasse Nase und leuchtende Augen – welcher Junge würde nicht eine solche Kraft in seinem Leben wollen? Doch ein Mann von siebenunddreißig Jahren? Und ein Greyhound, der ein ehemaliger Rennhund war? Nun, ich war im Begriff, das herauszufinden. Das Erste, was ich wusste, war, dass ich überhaupt nichts wusste.



## *September*

Also, wie kam es dazu, dass ein Greyhound um zwei Uhr morgens das Haus verwüstete? Nun, zuerst und vor allem gebe ich meiner Arbeit die Schuld. Nach vier Jahren als Redakteur bei der Oxford University Press hatte ich gerade meine Stellung gekündigt, um mich selbstständig zu machen. Ich würde nun auf absehbare Zeit jeden Tag zu Hause sein. Warum sollte ich da nicht endlich den Hund anschaffen, den ich immer gewollt hatte – einen Hundekollegen, der sich unter meinem Schreibtisch zusammenrollte?

Bei der Arbeit hatte ich auch Sarah, meine Freundin, kennengelernt. Es war Sarah, die als Erste den Aushang über den Greyhound gesehen hatte. Es war Sarah, die den Aushang mit nach Hause gebracht hatte. Es war Sarah, die mir dabei hatte helfen wollen, mir meinen Kindheitstraum zu erfüllen.

So gern ich das auch tun würde, ich kann der Arbeit jedoch nicht die Schuld geben. Und ich kann ganz sicher nicht Sarah die Schuld geben, sie ist einfach zu wunderbar. Als wir uns das erste Mal trafen, war ich noch nie vorher so von einer

Frau bezaubert gewesen. Ich konnte nicht glauben, dass sie Single war. Sie war es auch nicht ... nicht ganz. Sie spielte außerdem in einer anderen Liga als ich, was das Aussehen betraf, mit dieser zierlichen Nase und den hohen Wangenknochen, die jedem Junggesellen schlaflose Nächte bereiten hätten.

Nein, die Schuld für das ganze Fiasko liegt ganz allein bei mir. Ich war der Dummkopf, der sich einen Hund in den Kopf gesetzt hatte – der einen Hund gewollt, aber einen Windhund-Champion bekommen hatte.



Es ist vielleicht seltsam, aber der Name war vor dem Hund da. Ich hatte so eine Idee, dass er kurz und zackig sein sollte, ein Name, bei dem es einem nicht peinlich sein musste, ihn im Park zu rufen. Unter jenen, die in die engere Auswahl kamen, waren Spook, Nugget, Ace und Taifun. Alles sehr maskulin klingende Namen (wenn sie sich auch ein wenig zu sehr nach Kampfpiloten anhörten), aber am Ende entschied ich mich für einen, den das Oxford English Dictionary sowohl mit »hastig voranstürmen« als auch mit »ein horizontaler Strich in Schrift oder Druck« definierte: Dash. Ein anderes Hundebuch riet von einem einsilbigen Namen ab (da er aus der Entfernung für einen Hund schwer verständlich ist), doch ich dachte mir, dass es funktionieren würde, wenn ich »DA – ASH!« rufen würde. Ich übte sogar im Garten, indem ich ihn brüllte und Sarah darum bat, die Verständlichkeit zu über-

prüfen. Die Nachbarn mussten sich gefragt haben, welche Art unsichtbare Pantomime da vor sich ging, doch ich bekam von Sarah in jeder Hinsicht grünes Licht. Jetzt war auf wundersame Weise, bei der das Pferd von hinten aufgezäumt worden war, alles, was ich tun musste, den Hund zu finden, der zu dem Namen passte.

Die Auswahl schien einfach: entweder einen zu kaufen oder einen zu retten. Doch wie viel kostete so ein Hund tatsächlich? Ein Rassehund würde kostspieliger sein als ein Mischling, doch redeten wir von einem Unterschied von mehreren zehn oder mehreren Hundert Pfund? Ich wusste, dass Mischlinge gesünder waren und man mit ihnen insgesamt mehr Spaß haben konnte, doch trotzdem war ich nicht in der Lage, mich von dem Gedanken zu lösen, dass Rassehunde eine Geschichte, einen Stammbaum, eine Familie besaßen. Kurz gesagt: Sie hatten Klasse. Die Idee, einen zu retten, statt einen zu kaufen, hatte eine philanthropische Komponente. Es kostete außerdem nichts. Und das war etwas, das sich bei meinem neuen beruflichen Status als Selbstständiger, der sich für Arbeit prostituierte und auf jeden Penny sehen musste, empfahl.

Dann kam die nächste Preisfrage: War es besser, einen Welpen zu nehmen oder einen ausgewachsenen Hund? Als Jüngster von drei Brüdern hatte ich mich daran gewöhnt, mit abgelegten Dingen aufzuwachsen. Von Spielzeugen über Kleidung bis zu Freunden: Nichts hatte jemals wirklich bei mir seinen Anfang genommen. Hier war meine Chance, das wirklich erste und einzige Herrchen im Leben eines Hun-

des zu sein. Was genau erwartete einen, wenn man einen Welpen großzog? Wie schwierig konnte das sein? Ich sprach mit einem Freund, der vor einigen Monaten einen Cocker-spanielwelpen zu sich genommen hatte. Nachdem ich ihm zugehört hatte, wie er von einem Sommer voll von mit Pipi durchweichten und mit Kacke befleckten Teppichen erzählte und dass zudem alles, von Schuhen bis zu Rechnungen, zerkaut worden war, beschloss ich, dass ich auch so bereits genug zu tun hatte, ohne mein neues Unternehmen in den Hundenapf zu werfen. Ich würde einen älteren Hund adoptieren und ihm ein neues Zuhause geben. Das war günstig, wohlütig, und wenn es bedeutete, dass ich ein paar Monate Welpenzeit verpasste, dann hatte ich immerhin den Trost, dass ich in der Lage sein würde, sofort mit einem Hund in seinen besten Jahren durchstarten zu können. Wir würden gemeinsam über die Felder laufen, bevor ich wusste, wie mir geschah.

Und nun zur Rasse – das würde der interessanteste Teil werden. Man sagt, dass ein Hund wie sein Herrchen aussieht, oder schlimmer: andersherum. Also, zu was machte mich das? Ich war etwas unter ein Meter achtzig groß, kahl, hatte helle Augen und eine Knopfnase, war sehnig, um nicht zu sagen: dürr ... Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es da draußen irgendwelche Rassen gab, die so aussahen. Oder zumindest nichts, was so aussah, als würde es den nächsten Winter überleben. Ich zog meine persönlichen Lebensumstände in Betracht. Obwohl ich freiberuflich tätig war, plante ich doch, Vollzeit zu arbeiten, was bedeutete, dass ich einen

Hund brauchte, der nicht mehr als ein paar maßvolle Gassgänge pro Tag benötigte. Also keinen Spaniel oder Terrier. Da gab es auch praktische Dinge, die bedacht werden mussten. Das Reihenhaus, das mir nun auch als Arbeitsplatz diente, war klein. Es hatte einen hübschen, mit Gras bewachsenen Garten, doch der war kaum lang genug, um einen Tennisball darin zu werfen. Also keinen Retriever. Ich dachte mir, dass der Hund sich wahrscheinlich in dem kleinen Wintergarten am wohlsten fühlen würde, in dem es am Morgen warm und am Nachmittag kühler war. Tatsächlich hatte ich bereits einen Platz in der Ecke neben dem Heizkörper für sein Bett auserkoren. Er bot außerdem einen bequemen Zugang zum Garten, hatte einen gekachelten Fußboden (für Unfälle) und war wegen der voll verglasten Tür hell und luftig. Er bot auch einen netten Ausblick, für den Fall, dass der Hund sich als einer von der sesshaften Sorte erweisen sollte.

Natürlich würde die ausgewählte Hunderasse auch von Sarah gutgeheißten werden müssen. Die symbolische Bedeutung, die in einer solchen geteilten Verantwortung lag, entging mir keineswegs. Wir lebten bereits zusammen ... Als Nächstes ein Hund und dann sogar – hoppla! – eine Hochzeit. Nicht, dass ich irgendetwas gegen das Heiraten gehabt hätte. Ich hatte es bloß geschafft, das reife Alter von siebenunddreißig Jahren zu erreichen, ohne dass es mir jemals passiert wäre. Tatsächlich gefiel mir der Gedanke ziemlich gut – besonders der Gedanke, Sarah zu heiraten. Frauen wie sie liefen einem nicht allzu häufig über den Weg, und sie war es definitiv wert, dass man an ihr festhielt. Alles, was ich tun

musste, war, den Mut aufzubringen und mich für eine angemessene und besondere Art zu entscheiden, ihr einen Antrag zu machen. Die Tatsache, dass sie selbst bereits fünfunddreißig war und vielleicht überhaupt nicht heiraten wollte, kam mir gar nicht in den Sinn.

Also zurück zu der Rasse. Ziemlich zu Beginn unserer Unterhaltung kamen wir auf das Thema »Behaarung« zu sprechen, und kurz darauf folgte das Thema »Geruch«. Sarah war es wichtig, dass unser neues Haustier keine längeren Haare als sie selbst hatte, und dass es eines war, das, wenn es nass und schmutzig war, nicht die Luft im Haus verpestete. Also kam ein Afghane oder irgendetwas Tibetisches (Shih Tzu, Lhasa Apso etc.) nicht infrage. Das passte mir gut, da ich mir nicht vorstellen konnte, mir anzugewöhnen, das Haar meines Hundes zu frisieren oder ihn täglich zu baden.

Ich konsultierte *Das große Buch der Hunderassen in Farbe* – ein Lieblingsbuch aus meiner Kindheit und ein nützlicher Ratgeber über so gut wie jeden Hund unter der Sonne. Nach einigen Tagen des Kopfzerbrechens grenzte ich die Auswahl auf drei Kandidaten ein: den Weimeraner, den Basenji oder den guten, ehrlichen Whippet.

Der Weimeraner ist der Rolls-Royce in der Hundewelt. Oder noch genauer, der Rolls-Royce Silver Ghost. Ein edler Jagdhund mit phantomgrauem Fell. Eine ehemalige Kunstlehrerin von mir hatte zwei davon – einen mit bernsteinfarbenen und einen mit blauen Augen. Sie hatte sie auf dem Spielfeld der Schule herumlaufen lassen, und ich erinnere mich daran, dass ich immer dachte, wie unverwechselbar sie aussa-

hen. Aber auch ganz schön groß – sie waren in der Lage, ein kleines Kind einfach umzuwerfen. *Das große Buch der Hunderrassen in Farbe* gab den Hinweis, dass »kein Spaziergang zu weit ist für diese spannungsvollen Hunde«, die oft ihre Besitzer erschöpfen. Ich wollte mich nicht erschöpfen lassen; ich wollte erfrischt werden.

Kandidat Nummer zwei. Der Basenji war im Gegensatz dazu eher von mittlerer Größe. Ganz gewiss ungewöhnlich, mit spitzen Ohren und einem Schwanz, der so eng zusammengerollt war wie dänisches Gebäck. Dieser Hund war so seltsam, dass er tatsächlich nicht bellte. Stattdessen gab er ein jodelndes Geräusch von sich und putzte sich selbst – wie eine Katze. Im Buch wurde er als »aktiv, energiegeladen und ein wenig distanziert« beschrieben. Bedeutete das, dass er regelrecht unfreundlich war? Würde er bei minderwertiger Nahrung seine Nase rümpfen, oder, schlimmer noch, bei erstmaligen Hundebesitzern wie mir?

Das bringt uns zu Kandidat Nummer drei, dem Whippet. Ich hatte ihn aufgrund der Assoziation mit Englands Norden, woher meine Eltern stammten, immer gemocht. Flache Kappen, Wilderei, »das Rennpferd des armen Mannes« – dieser kleine Hund folgte einer klaren Zuordnung. Er war außerdem ruhig, sanft und überraschend leicht selbst zu trainieren. Und dann der entscheidende Umstand: »Er ist glücklich, wenn er den größten Teil des Tages schlafend verbringen kann.« Ich hatte meine Rasse gefunden.

Die einzige Frage, die noch übrig blieb, war die des Geschlechts. Natürlich musste es ein Männchen sein. Wenn

auch kein ausgesprochener »Alphahund«, war es in meiner Vorstellung doch immer ein Rüde gewesen. Ich war damit aufgewachsen, über solche Hundehelden wie Gnasher, Muttley, Shep, Old Yeller und Hong Kong Phooey zu lesen. Selbst ein Hund, der so wallend und feminin war wie Lassie, war ein Rüde. Ja, ich konnte uns jetzt vor mir sehen, zwei Strolche, die von neun bis fünf nur einander als Gesellschaft hatten. Dann ging es ab in den Park in der Nachbarschaft oder auf den Golfplatz, und das Homeoffice würde in jedem Sinne des Wortes meilenweit weg sein.



Was ich natürlich vergessen hatte, in Betracht zu ziehen, war die Tatsache, dass all dieses Planen dort an seine Grenzen stieß, wo es mit dem in Kontakt kam, was die Wirklichkeit echter Hundesyle zu bieten hatte. Die Suche begann in den Cotswolds – was praktisch war, da ich Sarah in der Nähe zu dem Junggesellinnenabschied einer Freundin absetzen konnte. Da wir uns gemeinsam auf die Auswahlkriterien geeinigt hatten, war es ihr recht, dass ich allein zu dem Tierheim fuhr. Ingeheim freute ich mich ziemlich darauf, der Erste zu sein, der unseren funkelneuen Hund zu Gesicht bekam. Daher absolvierte ich pflichtgemäß meinen Chauffeurdienst, begrüßte Sarahs Freundinnen, ohne mich aufzudrängen, und brauste dann in Richtung des Tierheims davon. Auf dem Weg fuhr ich an einer Frau vorbei, die drei weiß-braune Whippets ausführte, was ich als gutes Omen betrachtete.

Ich kam an und füllte den anfänglichen Papierkram am Empfang aus. Dann kam meine erste Enttäuschung. Selbst wenn ich »den einen« fand, konnte es vierzehn Tage dauern, bevor ich ihn mit nach Hause nehmen konnte. Alle möglichen Dinge würden überprüft werden müssen. Würden meine Partnerin und ich verantwortungsvolle Besitzer sein? Würde unser Haus, unser Garten, sogar unser Lebensstil zu dem Hund passen? Lag uns das Langzeitinteresse des Hundes am Herzen? In meiner Naivität hatte ich geglaubt, ich würde dem glücklichen Köter ein Halsband überstreifen und ihn noch an demselben Nachmittag mitnehmen können.

Doch da ich schon so weit gefahren war, war ich entschlossen, mich umzusehen. Die Hundezwinger lagen am Ende eines Pfades hinter dem Hauptgebäude. Nachdem ich weitere Anweisungen zu den Verhaltensregeln von einer jungen Frau, die dort aushalf, bekommen hatte – »Füttern oder ärgern Sie die Hunde nicht«, »Wenn Sie einen Hund sehen, der Ihnen gefällt, notieren sie einfach seinen Namen und seine Nummer« – stiefelte ich auf eine Art Weidekoppel, auf der ein halbes Dutzend hölzerner und betonierter Gebäude angeordnet war. Hier also würde es passieren – das Theater der Träume.

Nach einer halben Stunde war alles, was ich gesehen hatte, eine Anzahl verschiedener Mischlinge (von denen die meisten aussahen, als wären sie mit Deutschen Schäferhunden gekreuzt worden), und ein Dutzend Staffordshire Bullterrier, die wirkten, als wären sie nicht ganz auf dem Damm. Es wa-

ren auch zwei oder drei Greyhounds schüchtern an den Zaun gelaufen gekommen – sie wirkten eher wie Rehe, nicht wie Hunde. Viel zu knochig und viel, viel zu groß. Es wäre, als würde man mit einem Klettergerüst Gassi gehen. Die anderen Hunde hatten bereits alle Namen – entweder waren sie ihnen von vorigen Besitzern oder im Tierheim gegeben worden, falls sie anonym hereingekommen waren. Es gab nicht viele, die verspielt oder wenigstens halbwegs glücklich wirkten. Und es gab absolut keine Whippets. War ich willens, einen unscheinbaren Verlierer zu rehabilitieren? Einen Hund, der vielleicht Monate ... oder auch ewig brauchen würde, bevor er aufhörte, Trübsal zu blasen? Ich war am allerletzten Käfig gelangt. Aus irgendeinem Grund hatte ich ein gutes Gefühl.

Es waren zwei Hunde darin, von denen beide an die Gitterstäbe kamen. Der größere, ein langhaariger Red Setter, schlurfte bald zu seinem Bett zurück. Der kleinere war ein heller kleiner Terriermischling. Überwiegend weiß, aber mit einem schwarzen Fleck am Auge, schäkerte und schlenkerte er herum, leckte mir die Finger und schien begeistert davon, dass ich überhaupt stehen geblieben war, um Hallo zu sagen. Ich beobachtete ihn einige Minuten lang, die ganze Zeit zeigte er sich mir von seiner besten Seite, und es gelang ihm gut, ausgeglichen, lebhaft und fröhlich zu wirken. Alle paar Minuten rannte er davon, um am Rand des Zwingers zu schnüffeln. Wenn ich pff oder mit den Fingern schnippte, sprang er sofort wieder zu mir zurück.

Diese Gehorsamssache ist wirklich einfach. Hier hatte ich

ein kleines Haustier mit vorinstallierter Software. Er war kein Whippet, aber er war gepflegt, reaktionsschnell und würde sich ganz offensichtlich sein Futter verdienen. Ich hatte auch nichts gegen seinen Namen einzuwenden: »Mücke«. Mit dem Gefühl, dass der Ausflug sich letztendlich doch gelohnt hatte, schrieb ich Mückes Nummer auf und ging zurück zu der Aushilfe, um meinen Anspruch auf ihn geltend zu machen. Die junge Frau kam ordnungsgemäß mit einem Ordner aus dem Büro.

»Wir informieren die Adoptierenden gern über die Vorgeschichte, bevor sie sich einverstanden erklären, dem Hund ein neues Zuhause zu geben.«

Großartig, dachte ich. Vielleicht hatten wir das gleiche Sternzeichen.

»Mücke hat bereits zweimal ein neues Zuhause bekommen«, sagte sie, »und er braucht wirklich einen aufmerksamen, erfahrenen Besitzer ...«

Mir sank der Mut. Mücke hatte »Probleme«, wie es schien. Bissig gegenüber den meisten anderen Hunden, zerstörerisch zu Hause, anfällig für chronische Trennungsangst und Eifersucht. Kurz gesagt, der Hund von Baskerville in Miniaturausgabe.

»Aber er wirkte wirklich lieb«, sagte ich.

»Das *ist* er«, antwortete die Frau verwirrenderweise.

Ich kannte meine Grenzen – ich mochte vielleicht aufmerksam sein, aber ich war ganz sicher nicht erfahren. Dank meines Vaters waren Meerschweinchen das, was dem Halten eines »richtigen« Haustiers am nächsten kam, als wir

Kinder waren. Oder vielmehr sammelten wir tütenweise Löwenzahnblätter und karrten sie zur Garage zurück. Drei große Kaninchenställe waren bewohnt von nicht weniger als vierzehn schrillen Quietschern, die alle Formen und Größen aufwiesen, von glatten Wasserratten bis zu vielfarbigen Fashionistas, deren Fell in stachelige Rosetten gelegt war. Manchmal nahmen wir eines heraus und ließen es im Garten herumrennen. Doch was den Umgang mit Verhaltensproblemen anging, nun, es waren Meerschweinchen. Meerschweinchen waren entweder quietschvergnügt oder krank. Wenn sie krank waren, ließ man sie in Ruhe, und sie erholten sich wieder. Wenn sie sich nicht wieder erholten, gab es dreizehn andere, mit denen man sich trösten konnte.

Ich wusste mit Sicherheit, dass auch Sarah nicht gerade erfahren im Umgang mit Tieren war. Ihr einziges Haustier als Kind war eine weiße weibliche Ziege gewesen, die auch als Rasenmäher für die Grünfläche des Dorfes fungiert hatte. Ich dachte über die Aussicht nach, den kleinen Mücke zu rehabilitieren und musste mir eingestehen, dass etwas in mir nicht zufrieden war. Er war nicht Dash, oder wenigstens nicht genug von ihm, um mir den nötigen Anstoß zu geben. Ich ging langsam zum Parkplatz zurück. Vielleicht würde diese Suche schwieriger werden, als ich gedacht hatte. Aber mir würde nicht so schnell der Atem ausgehen. Ob nun ein Whippet, ein Terrier oder auch ein Irischer Wolfshund, wenn es sein musste ... Ein Hund, zu dem mein Name passte, war irgendwo da draußen – alles, was ich tun musste, war, ihn zu finden.



Ein paar Tage später ging die Suche weiter. Dieses Mal gingen Sarah und ich als Paar los. Ich hoffte, dass wir dadurch nach außen hin eine vereinte Front zeigen konnten und sich unsere Chancen auf eine Hundeadoption verbessern würde. Wer würde derart ausgeglichenen zukünftigen Hundehaltern widerstehen können? Wir entschieden uns, auf gleicher Basis, für ein Tierheim, das näher bei Oxford lag. Als wir ankamen, stellten wir fest, dass die Hunde nicht da waren, obwohl der Zwinger für Besucher geöffnet war. Jeder Einzelne von ihnen war wegen eines Ausbruchs von Zwingerhusten wirkungsvoll in Quarantäne geschickt worden. Wir saßen in einem wenig einladenden Büro in einem Fertigbau und blätterten durch einen Ordner mit Bildern der internierten Hunde in Plastikfolien. Jedes halbwegs annehmbare Tier schien einen »Reserviert«-Aufkleber auf dem Foto zu haben.

»Bekommen Sie auch mal Whippets herein?«, fragte ich die Frau hinter dem Schreibtisch.

»Nein, nicht sehr häufig«, antwortete sie. »Den einen oder anderen Windhund vielleicht – ehemalige Rennhunde, Sie wissen schon.«

Während wir nach Hause fuhren, schwebte eine Wolke über uns. Ich hing auf dem Beifahrersitz und fragte mich, was genau es brauchte, um den richtigen Hund zu finden ... oder überhaupt einen Hund. Vielleicht war es Zeit, das Ruder herumzureißen – und zu dem *Großen Buch der Hunderassen in Farbe* zurückzukehren. Wenn es da draußen keine Whippets

gab, was war dann die nächstbeste Wahl? Größenmäßig wäre vielleicht ein Foxhound das Richtige. Er war immerhin ein Jagdhund. Ich machte mich schlau über ihn, war aber nicht sonderlich beeindruckt. Außerdem störte mich die Sache mit der Fuchsjagd. Meine ethischen Grundsätze waren nie besonders stark ausgeprägt gewesen, aber ich wollte ganz bestimmt nicht wie jemand aussehen, der sein Wochenende damit verbrachte, ländliche Gebiete aufzumischen.

Dann stieß ich auf den Kurzhaarcollie. Kurzes Fell, mittlere Größe ... und klug. Laut dem *Großen Buch der Hunderasen in Farbe* war er »leicht zu trainieren, leicht glücklich zu machen, und es war angenehm mit ihm zu leben«. Es war nicht schwer, die Haupteigenschaft zu erkennen. Das Buch beschrieb ihn außerdem, ein wenig im Stil von Gerald Durrell, als einen Hund, der »gut mit Kindern und mit anderen Tieren umgehen kann«. War das die Rasse, nach der wir gesucht hatten? Ich konnte mich bereits sehen, wie ich »Nein, nein, er ist ein Kurzhaarcollie!« sagte und dabei eine geheimnisvolle Betonung auf »Kurzhaar« legte. Die Suche wurde wiederaufgenommen. Am selben Nachmittag fand ich ein Hundeasy, das sich auf Collies spezialisiert hatte und das nur eine Stunde Fahrtzeit entfernt lag. Na bitte! Meine Geduld hatte sich ausgezahlt.

Sarah und ich hatten einen Besuch am Samstagmorgen ausgemacht, und kurz nach neun fanden wir uns in einem Empfangsbereich mit einem runden Tisch, einigen Stühlen und einem Stapel Broschüren und auf Collies bezogener Utensilien ein. Wir füllten ein Formular aus; wir lauschten

den Ratschlägen. Wie eine Speisekarte den hungrigen Restaurantbesuchern wurde uns ein Ordner mit den vorhandenen Hunden vorgelegt. Wir blätterten ihn durch – es gab viele bezaubernde Bilder, aber keine Kurzhaarcollies. Vielleicht gab es einen Sonderordner?

»Nein«, sagte die Frau vor uns deutlich. »Jeder Hund, den wir haben, ist hier drin.«

Ich blickte Sarah fragend an. Das Schicksal kann ungewöhnliche Wendungen nehmen, und manchmal muss man ihm einfach folgen. Also würden wir ihm folgen. Der erste Hund, den wir uns aussuchten, war ein hübscher Vierjähriger.

»Ist er noch zu haben?«, fragten wir nervös.

»Ja, aber er ist taub, der arme Kerl. Natürlich können Sie die Hundezeichensprache erlernen, wenn Sie ihn wirklich wollen.«

Zeichensprache? Wir wussten kaum, wie man eine Leine am Halsband befestigte! Stattdessen suchten wir uns einen anderen Hund mit einem, wie wir fanden, guten Lebenslauf aus, und warteten draußen. Wie bei einem etwas merkwürdigen Blind Date wurde er zu uns gebracht, damit wir auf einer Grasfläche mit ihm herumlaufen konnten. Da, am Ende der Leine, die Nase fest auf den Rasen geheftet, als würde er ein unsichtbares, ferngesteuertes Auto verfolgen, war ein Hund, der unsere werden könnte. Sogar noch besser war, dass wir ihn noch am selben Tag mitnehmen konnten, wie uns gesagt worden war. Es war ein klassischer Border Collie: ein arbeitender Hund und ein Hund für den arbeitenden Mann.

Er zog, wir zogen ... und manchmal sogar in die gleiche Richtung. Auf halbem Weg blieb er stehen, um sein Bein zu heben, und gab etwas von sich, das man nur als eine Riesenbratwurst bezeichnen konnte. Sarah starrte mit offenem Mund und brach dann in Lachen aus. Ich konnte nur entgeistert starren. Fünf Minuten später gaben wir ihn zurück und lehnten kleinlaut das Adoptionsangebot ab. Ich hatte meinen Mut verloren. Er war zu groß, zu stark, zu »männlich«.

Um die Wahrheit zu sagen, war ich es leid weiterzusuchen. Ich war es leid, zu suchen und nicht zu finden. Die ganze Erfahrung war ein Fehlschlag gewesen. Mir war zum Heulen zumute.



Am nächsten Abend, nach einem ganzen Tag an meinem Freiberufler-Schreibtisch, ging ich nach unten, um Sarah an der Tür zum Wintergarten entgegenzukommen.

»Ich habe etwas für dich«, sagte sie.

»Ja? Was denn?«

Sie rollte ihr Fahrrad in den Gartenschuppen, bevor sie ins Haus kam. In ihrer Hand hatte sie ein gefaltetes Blatt Papier.

»Das war am Schwarzen Brett im Büro – schau mal, was du davon hältst«, sagte sie mit einem neckischen Lächeln. »Ich weiß, ich hätte nicht das ganze Ding mitnehmen sollen, aber ich wollte, dass du zuerst ›Nein‹ sagen kannst.«

Es war ein kleiner Zettel, handgeschrieben mit einem dicken schwarzen Stift. Oben stand in einer Mischung aus

Groß- und Kleinbuchstaben die Frage: »KöNnen Sie miR biTTe ein ZuHAuse Geben?« Es ging weiter in der ersten Person, eine offenherzige Ansprache eines Hundes an die Welt: »Mein Name ist Beautiful Energy. Ich bin im Greyhound-Stadion von Oxford Rennen gelaufen. Jetzt kann ich, aufgrund einer Verletzung, nicht mehr rennen ... Ich bin sicher, dass ich ein großartiges Haustier abgeben würde.« Dann kamen spezifische Angaben über Alter (3½), Geschlecht (Hündin), Farbe (schwarz mit weißer Brust), Gewicht (25 Kilo) und Charakter (sehr freundlich). Interessenten wurden gebeten, Peter, einen der Wachleute, zu kontaktieren, der auch Fotos hatte. Die sonderbare Rechtschreibung und die Zeichensetzung sorgten nur dafür, dass die Bitte noch authentischer und verzweifelter wirkte. Ich spürte eine Art von Kribbeln, das man bekommt, wenn das Schicksal ruft. Dieser Greyhound war aus dem Nichts aufgetaucht – ein kleines schwarzes Weibchen mit einer etwas heiklen Art von Eigenwerbung. Zugegeben, ich hatte mein Herz an einen männlichen Hund gehängt ... aber könnte ich stattdessen auch mit einer Hündin klarkommen? Ich versuchte, mich an irgendeinen berühmten weiblichen Hund zu erinnern, über den ich in Büchern gelesen oder den ich in Filmen oder im Fernsehen gesehen hatte. Mir fiel kein einziger ein. Bedeutete das, dass man mit ihnen keinen Spaß haben konnte? Vielleicht war ihre einzige Art, sich zu beschäftigen, die Hundeverision von Herumliegen und Nägel lackieren. Es gab nur einen Weg, das herauszufinden. Am unteren Ende des Aushangs stand eine Mobiltelefonnummer,

und ich beschloss, dass ich dort gleich nach dem Abendessen anrufen würde.

Das Telefon klingelte zweimal, dreimal, vier...

»Ja?«

»Guten Tag«, sagte ich selbstbewusst. »Mein Name ist Andrew. Meine Freundin hat den Aushang im Büro am Schwarzen Brett gesehen. Wegen des Hundes. Ich rufe wegen des Hundes an.«

»Sie ist eine Hündin«, kam die Antwort in einem starken Oxford-Dialekt.

»Ja, klar. Kein Problem«, sagte ich und kam in Schwung. »Also, er ist, äh ... sie ist ein Greyhound.«

»Ja. Ein hübsches kleines Ding ... und eine hervorragende Sprinterin. Doch sie hat sich verletzt, hat sich einen Muskel gezerzt – einen von diesen großen an der Rückseite ihres Beines, wissen Sie. Ist dann ein paar Sekunden langsamer geworden und war danach nie wieder so schnell wie vorher. Sie kann laufen, aber sie kann keine Rennen mehr bestehen.«

»Ah, ich verstehe. Also ... kann ich sie sehen?«, fragte ich.

»Ich habe Fotos«, antwortete Peter. »Sie wird derzeit vorerst im Zwinger des Trainers gehalten. Sie können sich die Fotos ansehen.«

Ich sagte ihm, dass ich die Fotos sehr gern sehen würde. Ich sollte Ron, den Trainer, anrufen, um ihn zu bitten, den Hund in das Greyhound-Stadion von Oxford zu bringen. In der Zwischenzeit würde Peter uns in unserem Haus besuchen kommen und sich ansehen, ob es passend für den Hund war, seinen Hund, wie sich herausstellte, da er der Besitzer von

Beautiful Energy war. Wann immer ich von dem »Hund« sprach, korrigierte er mich methodisch: »Hündin. Sie ist eine Hündin.« Am Ende des Gesprächs konnte ich es perfekt und klang wie ein typischer Gangsta-Rapper. Sarah, die in einer Ecke des Wohnzimmers saß, musste ein Lachen unterdrücken. Ich vereinbarte mit Peter eine Zeit, zu der er zu uns kommen sollte, und jubelte triumphierend.

Jetzt musste ich noch Ron anrufen. Windhundleute, so fand ich heraus, können ziemlich direkt sein. Sie leben und atmen »die Hunde« in einer Weise, die kein normaler Hundebesitzer so ganz nachvollziehen kann. Ron, so stellte sich heraus, war sehr hilfsbereit. Ja, er konnte die Hündin am nächsten Mittwoch in das Stadion bringen. Er musste ohnehin dorthin, und ein zusätzlicher Hund im Wagen war kein Problem. Wir sollten Peter und ihn vor dem Rennen treffen. Die Hündin würde nicht mitrennen, konnte aber problemlos zusammen mit den anderen an der Rennstrecke im Zwinger bleiben. Wir könnten einen Blick auf sie werfen und sehen, was wir von ihr hielten. Das würde gar keine Mühe machen. Das war es also – wir hatten endlich unser Date mit »Dash«. Ich umarmte und küsste Sarah vor freudiger Aufregung und Dankbarkeit. Ich hätte wahrscheinlich dasselbe mit Peter und Ron gemacht, wenn sie da gewesen wären.

Zwei Abende später *war* Peter da. Ein kleiner Mann in seinen Fünzigern, kahl, mit einem breiten weißen Schnurrbart, der ihm ein ewiges Lächeln verlieh. Er lehnte Tee, Kaffee, Bier, Wein und sogar Wasser ab und hockte sich auf das Sofa, begierig darauf, uns eine Reihe von Fotos zu zeigen, die

er mitgebracht hatte. Er erzählte uns, dass er jeden Mittwoch und Samstag im Stadion war, wenn nicht an den Abenden, dann entweder, um Ron zu helfen, oder einfach, um die Rennen zu verfolgen. Beautiful Energy hatte ihn stolz gemacht und ihren Unterhalt mehr als verdient. Wenn er kein gutes Zuhause für sie finden konnte, würde er so lange ihre Unterhaltskosten in Rons Zwinger bezahlen, bis sie ihren letzten Atemzug tat. Ich nickte ernst und betrachtete die Fotos. Beide waren von dem Gewinnerpodest an der Rennstrecke – lächelnde Gesichter, Trophäen, Flutlichter und ein Greyhound im Mittelpunkt, der einen goldumrandeten Mantel trug.

»Sie war Hündin des Jahres«, sagte Peter stolz. »Ich habe den Silberteller zu Hause, ich hätte ihn mitbringen sollen.«

Also war sie eine echte Gewinnerin. Sie sah auch so aus, wie sie fest auf allen vieren stand und sich gegen die Leine stemmte, als wäre sie für die nächsten Runde bereit. Sie war pechschwarz, so schwarz, dass es schwer war, ihre Augen zu erkennen, aber da war ein Streifen auf ihrer Brust, der aussah wie die frische, weiß getünchte Linie auf einem Fußballfeld. Es war, als hätte sie auch ihre Zehen hineingetaucht, und die weiße Spitze ihres Schwanzes leuchtete wie eine angezündete Lunte. Sie war eindeutig kleiner als die langgesichtigen Einzelgänger, Rüden, wie mir jetzt klar wurde, die ich in dem Hundesyl gesehen hatte.

Peter warf ein: »Meine Tochter hat ihr den Namen gegeben. Das ist sie.« Er zeigte uns ein weiteres Bild von einem Mädchen von acht oder neun Jahren, das seinen Arm um den Hund gelegt hatte.

»Beautiful Energy also. Das ist schon ein Name, sehr vornehm«, sagte ich, während ich mich fragte, wie lächerlich ich mir vorkommen würde, wenn ich ihn in voller Lautstärke im Park brüllen würde. Dann, mit einem Händeklatschen, kündigte Peter an, dass es Zeit sei, das potenzielle neue Zuhause seines Greyhounds zu überprüfen. Wir gingen mit ihm durch die Küche und in den Wintergarten.

»Ich hatte mir gedacht, dass das hier der beste Platz zum Schlafen für sie wäre«, sagte ich und deutete auf die Ecke neben der Heizung.

Das schien Zustimmung bei ihm zu finden. Als Nächstes kam der Garten. Wir schritten ihn ab, und Peter blieb am Zaun stehen.

»Die Seite da drüben ist in Ordnung, aber das hier ist ein bisschen niedrig.« Er deutete auf den hüfthohen Drahtzaun, der das Einzige war, was zwischen unserem Garten und dem der Nachbarn stand. »Greyhounds können bis zu einem Meter achtzig hoch springen«, ergänzte er.

»Sicherlich nur mit ausreichendem Anlauf«, sagte ich, in dem Versuch zu vermeiden, dass der Garten sich in einen Gefängnishof verwandeln würde.

»Und Sie werden hier etwas haben müssen«, sagte er und zeigte auf das Ende des Zauns, der sich zu einem kurzen Pfad zwischen den Häusern hin öffnete.

»Ein Tor meinen Sie?«, fragte ich und hoffte, dass das alles war, was er meinte.

»Genau. Nur damit sie nicht anfängt, in den Gärten anderer Leute zu streunen. Hat einer von den Nachbarn eine Katze?«

Ich sagte, dass ich das nicht glaubte, stimmte ihm aber darin zu, dass wir wahrscheinlich ein Tor brauchen würden. Abgesehen davon waren seiner Meinung nach keine weiteren Veränderungen notwendig. Wenn wir Peter das nächste Mal sehen würde, würde es an der Rennstrecke mit dem Hund ... der Hündin sein.



Das Greyhound-Stadion von Oxford liegt mitten im Herzen des Stadtteils Cowley. Südöstlich von dem historischen Zentrum angesiedelt, hat dieses sich ausbreitende Viertel den achterbahnartigen Auf- und Abstieg der Kraftfahrzeugindustrie gesehen, den Bau von Wissenschafts- und Einzelhandelsparks und ist seit Langem die Heimat einer bunten Mischung von Bewohnern. Schmuddelige Studenten und links gerichtete Akademiker, Besitzer von Kebabständen, Jungs mit aufgemotzten Rennwagen – alle schäbigeren Seiten des Lebens waren dort vertreten. Und außerdem Sarah und ich. Am fraglichen Mittwoch fuhren wir durch das Stadiontor, das dem Personal und den VIPs vorbehalten war. Peter wartete am Rande des Parkplatzes mit dem gleichen schnurrbärtigen Lächeln. Er führte uns um die Außenseite der Rennstrecke – es war für uns beide tatsächlich das erste Mal, dass wir eine zu Gesicht bekamen – und hinüber zu einem offenen Flecken Erde gegenüber der Zuschauertribüne, wo ein Dutzend Lastwagen geparkt waren. Es war Zeit, Ron und Beautiful Energy zu treffen.

Ron war ein echter Herr. Eher gedrungen und mit einem leicht schleppenden Gang, war er in der Welt ebenso herumgekommen wie auf den Rennstrecken. Er hatte eine krächzende Stimme, die ihn wie einen liebenswürdigen Schwarzhändler wirken ließ. Fragte er sich, warum wir einen Greyhound wollten? Warum sollten wir nicht? Laut Ron waren es athletische Tiere, die rannten, bis ihr Herz versagte. Sie waren gehorsam, nett anzusehen und bemerkenswert sauber. Sie verdienten die Arbeitslöhne, die er zu zahlen hatte. Beautiful Energy war eine »1A-Hündin, ein verteufelt guter Rennhund«. Er zog die Seitentür eines schwarzen Lastwagens auf und forderte uns auf hineinzuschauen. Der Innenraum war individuell angepasst worden, und vom Boden bis zur Decke waren darin Reisekäfige gestapelt worden. Jeder Käfig bot gerade genug Platz, dass ein Hund sich darin hinlegen konnte, wenn er wie eine Sphinx auf seinen Hinterpfoten ruhte.

»Da ist sie«, krächzte er und deutete auf einen Käfig in der untersten Reihe. Eine schwarze Greyhound-Hündin blickte auf und spitzte dann ihre Ohren. Mit ihrer zwischen die Käfigstangen geschobenen Nase schnupperte sie in die Luft. Zwei schwarze Augen starrten in meine, als würde sie begreifen. Dann öffnete Ron die kleine Drahttür, und mit einer leichten Bewegung legte er ein breites Lederhalsband um ihren Hals.

Als sie vom Lastwagen heruntersprang, konnten wir sehen, dass Beautiful Energy viel länger war, als sowohl Sarah oder auch ich von den Fotos her geschätzt hätten. Als wollte sie demonstrieren, dass sie sich auch »groß« machen konnte, er-

hob sie sich prompt auf ihre Hinterbeine und legte ihre Vorderpfoten auf meine Brust. Eine ziemlich beeindruckende Begrüßung, und eine, die wir ihr abgewöhnen mussten, wenn wir sie adoptieren wollten. Wenn sie das bei jemandem versuchen würde, der kleiner war, würde sie denjenigen wie einen Kegel umwerfen.

»Gehen Sie doch ein bisschen mit ihr herum, damit Sie ein Gefühl für sie bekommen«, schlug Peter vor.

Sie zog kräftig an der Leine, mit erhobenem Kopf, und bewegte sich in einer schnellen, geschäftsmäßigen Weise voran, offensichtlich aufgeregt, weil sie wieder auf bekanntem Terrain war. Sollten wir nach signifikanten Dingen Ausschau halten – etwa Zeichen von Lahmheit wegen ihres gezerrten Muskels? Oder suchten wir nach einer speziellen harmonischen Verbindung? Da waren Kerben und kleine Narben auf ihren Flanken, aber ihre Muskeln spannten sich mit bemerkenswerter Leichtigkeit. Als die Sonne auf ihr Fell traf, glänzte es kohlrabenschwarz. Sie schien bei bester Gesundheit zu sein.

»Sie ist STARK«, flüsterte Sarah, als sie die Leine nahm.  
»Sie zieht ganz schön.«

»Vielleicht kann sie den Hasen riechen«, witzelte ich, überrascht darüber, wie ein Hund, der nur ein Drittel unseres Gewichts wog, uns fast in Trab fallen ließ.

»Was denkst du?«, fragte ich.

»Sie ist auf jeden Fall sehr hübsch ... aber wird das Haus groß genug für sie sein?«

»Wenn sie in diesen Reisekäfig passt, wird sie auch in das Haus passen«, antwortete ich überzeugt.

»Nun dann, Madame, wie sieht es aus? Sind Sie unsere Dash?«

Ihr Lächeln weitete sich zu einem Grinsen aus, und ihre braunen Augen blitzten. Sie stupste ihre Nase in meine Hand und leckte sie zart, als würde sie eine Briefmarke anlecken. Als wir zu dem Lastwagen zurückkamen, plauderten Ron und Peter mit anderen Trainern, die draußen waren und mit ihren eigenen Hunden trainierten, die weiß, weiß mit braunen Flecken, beige, gestreift, sogar grau waren.

»Nun?«, sagte Peter hoffnungsvoll. »Sie ist freundlich, nicht wahr?«

Wir stimmten ihm zu. Freundlich und fit, eine gute Größe ... prachtvoll.

»Sie müssen nicht jetzt sofort Ja sagen«, fügte er hinzu. »Denken Sie darüber nach und rufen Sie mich morgen an.«

Okay – wir würden darüber nachdenken. Ich wollte fragen, wie viel sie kostete, konnte die Frage aber nicht über die Lippen bringen. Stattdessen sprachen wir über die Rennen, die am Abend stattfinden würden, zu welcher Zeit Ron und seine Hunde fertig sein würden und wie lange die Fahrt zurück zum Zwinger dauern würde. Als uns klar wurde, dass noch viel Arbeit zu tun war, bedankten wir uns bei den beiden, streichelten Beautiful Energy zum Abschied und gingen zurück zum Auto.

Es war Zeit für eine Entscheidung. Und die trifft man am besten mit gut gefülltem Magen. Wir fuhren die Cowley Road entlang zum Oxford Thai. Es war aus mehreren Gründen unser Lieblingsrestaurant: Es war günstig. Es war lecker.

Sarah hatte als Lehrerin in Thailand gelebt und gearbeitet. Es war außerdem der Ort, wo wir unser erstes Date gehabt hatten. Vor zwei Jahren hatten wir an einem Tisch am Fenster gesessen. Sarah hatte umwerfend ausgesehen, den ganzen Abend gelächelt und auf Thai bestellt. Ich war hingerissen. Wir hatten diesen Herbst damit verbracht, zusammen zur Arbeit und von der Arbeit heimzuradeln, ins Kino zu gehen, zu kochen, bei dem anderen zu übernachten, uns zu verlieben und eine entspannte und großartige Zeit zu haben. Das war damals. Jetzt hatten wir eine andere Entscheidung zu treffen: einen Hund in unserer trauten Zweisamkeit willkommen zu heißen, uns vom langen Ausschlafen und kurzfristigen Wochenendtrips zu verabschieden ... und einer ganz anderen Welt Hallo zu sagen.

»Also ... ist sie die Richtige?«, fragte Sarah, nachdem wir bestellt hatten.

Ich hielt nachdenklich inne. »Hm, ich weiß nicht. Sie ist nicht gerade ein ›Er«.

Sarah sah enttäuscht aus. »Richtig.«

»Und ein Greyhound ist nicht gerade ein Whippet.«

Sarah sah noch enttäuschter aus. »Oh.«

Ich hielt wieder inne. »Und ich bin derjenige, der den ganzen Tag auf sie aufpassen müsste.«

»Aber du bist derjenige, der immer einen Hund wollte!«, rief Sarah aus.

Ich tat weiter so, als würde ich laut darüber nachdenken. »Nun, ich schätze, sie ist wirklich hübsch.«

»Und ein Champion«, ergänzte Sarah begeistert.